

DIE BERLINER REPUBLIK – VON AUSSEN BETRACHTET

Eine Auswahl von Nachrichten aus Deutschland: Die Zahl der Arbeitslosen fällt unter vier Millionen. Wirtschaftsexperten prognostizieren ein Wachstum von 2,4 Prozent. Ein deutscher Film gewinnt einen Oscar. Drei Viertel der Bevölkerung sehen hoffnungsvoll in die Zukunft. Was ist passiert in dem Land, das einst als „Europas kranker

Mann“ galt? Die Frage lässt sich am besten beantworten mit einem Blick, der von außen kommt. Der Schweizer Publizist Roger de Weck vertritt in einem Essay die These, dass es der Republik noch nie so gutging wie heute. SPIEGEL-Korrespondenten schildern, was die großen Länder Europas an Deutschland bewundern, worum sie Deutschland beneiden – und was sie fürchten.

DEBATTE

Der deutsche Frühling

Deutschland profitiert davon, weniger deutsch zu sein. *Von Roger de Weck*



De Weck, 53, ist Publizist in Zürich und Berlin. Er moderiert die Sendung „Sternstunde“ im Schweizer Fernsehen SF1 und auf 3sat. Der Schweizer ist Präsident des Stiftungsrats des traditionsreichen Genfer Hochschulinstituts für internationale Studien

HEI und Gastprofessor am Europa-Kolleg in Brügge und Warschau. Zuvor war er Chefredakteur der „Zeit“ in Hamburg.

Hat der deutsche Bürger keinen Grund zum Jammern, wird er unzufrieden. Das Wehklagen ist die besondere deutsche Form des Wohlbehagens. Und das heißt umgekehrt: Wer Deutschland lobt, der stört. Nur den Ausländern ist es zur Not gestattet, die Bundesrepublik zu bewundern, ihnen wird diese Charakterschwäche verziehen. Ein Franzose, der keine Komplimente macht, ist kein Franzose. Wohingegen der Deutsche, der ein Kompliment wagt, bereits als Schleimer gilt. So nehme ich mir die Freiheit des Fremden heraus, Gutes zu sagen. Und dass ich mehr Gallier als Germane bin, nämlich Französischschweizer, mag als mildernder Umstand durchgehen.

Seit 30 Jahren beobachte ich Deutschland – nie war es so entspannt wie heute. Von 1914 bis 1989 durchlebten die Deutschen Extremverhältnisse: zwei Kriege, Hyperinflation und Weimarer Wirren, Hitler und die Schande, Kalter Krieg und Berliner Mauer. Und nach diesen 75 Jahren war die deutsche Einheit zu bewältigen. Doch die Endloskrise geht jetzt zu Ende.

Vieles bleibt im Argen, Deutschland wird nicht zum Paradies. Aber schlecht und recht meistern die Deutschen ihre Wiedervereinigung. Und im Aufschwung entfalten sich Kraft und Kreativität einer

Volkswirtschaft, die Angela Merkel vor kurzem noch zum „Sanierungsfall“ erklärt hatte. „Ist Deutschland noch zu retten?“, fragte 2003 der Ökonom Hans-Werner Sinn. Scharen von Schwarzmalern und Scharfmachern bedienen die hohe Nachfrage nach Pessimismus. Das deutsche Volk jedoch – in seiner Gesamtheit – hat es nie so gut gehabt wie heute.

Und siehe da: Das Land debattiert plötzlich über die Zukunft, beispielsweise die der Familie, statt über seine Vergangenheit. Der Streit der Historiker ist Historie. Der „lange Schatten des Hitler-Regimes“ (Eberhard Rathgeb) verschwindet hinter aktuellen Diskussionen. Es schließt sich der Kreis der Nachkriegsgeschichte.

Das erste Kapitel stand im Zeichen des Wiederaufbaus; das Wirtschaftswunderland lebte im Hier und Heute, denn nichts hat mehr Gegenwart als Wunder.

Darauf folgte die Zeit der Zukunftsutopien, hoffnungsfrohe 68er schrieben das zweite Kapitel. Aber schon im „Deutschen Herbst“ 1977 klang ihre Zukunftsmusik nur noch falsch. Als am 18. Oktober ein GSG-9-Kommando die Lufthansa-Passagiere in Mogadischu befreite, die RAF-Gründer Selbstmord begingen und ihre Nachfolger den Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer töteten, verlor die Jugendbewegung ihre Unschuld und ihre bunte Zukunft.

Fortan (und dank des Anstoßes der 68er) beugten sich die Deutschen über ihre Vergangenheit: Es begann das dritte Kapitel, das drei Jahrzehnte währte. Von der Affäre Filbinger 1978 bis zur Affäre Oettinger/Filbinger 2007 zieht sich der Weg der Vergangenheitsbewältigung – ein viel kritisiertes Wort, das vielleicht doch nicht vermissen war. Wie eine resolute Republik den Trauerredner Günther Oettinger zur Ordnung rief, war souverän. Kein anderes Land hat eine so furchtbare Geschichte. Aber keines hat sie dermaßen

aufgearbeitet, dass es an Bewältigung grenzt.

Als Israel nach dem jüngsten Libanon-Krieg die deutsche Marine und deutsche Uniformträger anforderte, war das ein stupender Vertrauensbeweis: eine beispiellose Anerkennung für die Art und Weise, wie sich die Bundesrepublik mit den Nazi-Verbrechen auseinandergesetzt hat. Der Bürger ist sich solcher Erfolge gar nicht bewusst. Aber auf Dauer entspannen sie mehr, als das peinvolle Aufarbeiten die deutsche Gesellschaft einst verspannte.

Im Lauf der Jahrzehnte schlug den Störenfried, die gegen das Verdrängen ankämpften, viel Hass entgegen. Doch haben sie dem Land einen patriotischen Dienst erwiesen: Deutschland erntet heute die Frucht solcher Zivilcourage. Japan hingegen wird von seinem unterdrückten Vorleben eingeholt, das Verhältnis zu China und Korea bleibt belastet. Und selbst nach 90 Jahren krankt die Türkei daran, den Völkermord an den Armeniern zu leugnen. Wo die Vergangenheit nicht stören darf, verstört sie desto mehr.

Trotzdem ist es kein schlechtes Zeichen, dass viele Deutsche des Aufarbeitens müde werden, denn nach drei Jahrzehnten ist eigentlich alles gesagt. Das dritte Kapitel ist größtenteils geschrieben, mit seinen eindrucksvollen und skurrilen Seiten: 1979 die Fernsehserie „Holocaust“; 1983 die Farce um die Hitler-Tagebücher; 1985 die Bitburger Waffen-SS-Kontroverse; seit 1986 der Historikerstreit; 1988 der Rücktritt des Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger; in den neunziger Jahren die Polemik über Verbrechen der Wehrmacht, das Tauziehen um das Holocaust-Mahnmal und um die Zwangsarbeiter-Stiftung; 1996 dann die Goldhagen-Debatte. Und als Martin Walser 1998 seine umstrittene Friedenspreis-Rede hielt, führten die Deutschen weniger eine Diskussion zur Sache als eine Diskussion über die Diskussion – was darauf deu-



Strandbar vor der Berliner Museumsinsel

Hunnen, Miele, Hitler

Warum Engländer die Deutschen auch 62 Jahre nach Kriegsende nicht leiden können



Es gibt Dinge, die sind nicht vernünftig, aber in England trotzdem überaus beliebt. Das Trinken von sehr viel Bier in sehr kurzer Zeit gehört dazu, ebenso wie das Spaziergehen ohne Socken im Winter. Der Wahn, die englische Nationalmannschaft 41 Jahre nach dem letzten Endspiel um einen internationalen Pokal zur Weltelite zu zählen, muss hier erwähnt werden und natürlich die Tatsache, dass der Hunne im Zeitalter von Osama Bin Laden immer noch der Lieblingsfeind Nummer eins ist.

Die Hunnen, das sind wir, die Deutschen. Und die Abneigung gegen uns ist ein folkloristisches Vergnügen, das zur Insel gehört wie der Linksverkehr oder die Ansicht, Victoria Beckham sei eine Frau mit Klasse.

Der Hunne tritt auf im Nachmittagsfernsehen, in Computerspielen und selbstverständlich vor wichtigen Begegnungen im Fußballstadion. Sportreporter entschuldigen sich zwar dafür, aber sie sind machtlos gegen die Chefs der Titelseiten, und wenn einem, wie 1996, die Zeile „Achtung! Surrender! – For you Fritz, ze Euro 96 Championship is over“ einfällt, dann wird sie gedruckt. „Die britische Presse richtet sich nach dem schäbigsten Appetit ihrer Leser“, sagt Professor John Ramsden von der Londoner Queen Mary Universität, der vergangenes Jahr ein Buch über das spezielle Verhältnis zwischen Deutschen und Briten geschrieben hat, Titel: „Don't Mention The War“.

Das Ressentiment gegen die Deutschen nach dem Krieg wurde, so Ramsden, noch verstärkt, als der im Feld bezwungene Feind durch das Wirtschaftswunder zu neuer Macht gelangte. Der Hunne, so das Klischee, fährt mit dem Mercedes nach Spanien, wo er in den besseren Hotels wohnt und uns am Strand die Liegestühle wegnimmt. Frustriert fragten sich die Briten, denen nach dem Empire auch die Konkurrenzfähigkeit ihrer Industrie abhanden kam: „Who won the bloody war anyway?“ – Wer hat eigentlich den verdammten Krieg gewonnen? Eine Haltung, die Großbritannien manchmal bis in die Machteliten prägte, lautete: „Wenn man den Hunnen nicht zu den Füßen hat, hat man ihn bald an der Gurgel.“

Es war dieses tiefe Misstrauen, mit dem sich Margaret Thatcher gegen die deutsche Wiedervereinigung stellte. Auch die EU kam nicht viel besser weg. Nicholas Ridley, Thatchers Industrieminister, sagte, die europäische Währungsunion sei nichts weiter als „ein Komplott der Deutschen, um Europa zu schlucken, da hätte man es ebenso gut Adolf Hitler schenken können“. Äußerungen, die Ridley den Job kosteten, von Thatcher aber in ihren Memoiren gerechtfertigt wurden.

Die Wut wandelte sich zu Schadenfreude, als die teutonische Wirtschaftsmaschine während der neunziger Jahre



Englisches Boulevardblatt „The Sun“
„Schäbigster Appetit der Leser“

ins Stottern kam und Großbritannien, von Thatchers und Blairs Reformen dereguliert, begann, die Globalisierung zu forcieren. Mit unverhohlener Spottlust wurde auf den „neuen kranken Mann Europas“ gezeigt – jenen Michel, der das 21. Jahrhundert zu verschlafen drohte. Gleichzeitig protzten die Briten mit ihrem neuen Reichtum. Das britische Leben gleicht heute oft einer großangelegten Schönheitsoperation: „Besser Aussehen – Besser Wohnen – Besser Kochen“, vorexerziert in endlosen Fernsehsendungen. Das Understatement, der Charme, der Stoizismus – früher britische Primärtugenden – verschüttet unter dem neuen Generalwunsch: „Loads of money“.

Kein Wunder also, dass das Interesse an Deutschland bei Jugendlichen immer noch gegen null geht. Nur ein Prozent der englischen Abiturienten wählen Deutsch als Fremdsprache.

Auch jungen Engländern scheint es schwerzufallen, sich vom Klischee zu verabschieden, Deutschland sei „das langweiligste, unattraktivste und ärmste Land Europas“, dem sogar Bosnien als Ferienzziel vorzuziehen sei, wie eine Umfrage vor einigen Jahren ergab. Eine Exkursion sollte britischen Lehrern die moderne, pazifistische, soziale Republik nahebringen – weg vom britischen Lieblingsfokus: the Third Reich. Die Lehrer blieben lernunwillig. Einer bekannte: „Nazis sind sexy. Das Böse ist faszinierend.“

Es ist diese dicke Mauer aus Vorurteilen und Desinteresse, die das moderne Deutschland seit nun bald 60 Jahren gern überwinden würde. Zwar können sich inzwischen auch viele Engländer einen Porsche, Mercedes oder BMW leisten und eine Miele-Waschmaschine dazu, aber für das deutsche Wesen mögen sich noch immer recht wenige erwärmen. Der gnadenlos effiziente, aber humorlose Ingenieur mag den SS-Mann neuerdings ersetzt haben – nur: Mit dem ein Bier zu trinken, würden die meisten Engländer vermutlich ablehnen.

Statt „Heil“ und „Jawohl“ fällt vielen Engländern jetzt der Audi-Slogan „Vorsprung durch Technik“ ein.

Man sollte die Hoffnung nicht aufgeben. Im vergangenen Jahr zur Fußball-Weltmeisterschaft gaben viele Engländer an, sich durchaus amüsiert zu haben. „Alles in allem nicht so schlecht die Deutschen“, urteilte die „Times“ gnädig.

Ein Leserbriefschreiber vertraute einer Website der BBC an: „Diese WM öffnet vielen die Augen, dass die Deutschen gar keine erbärmlichen, langweiligen Leute sind.“

Keine erbärmlichen, langweiligen Leute. Mehr Wohlwollen kann man als Kontinentaleuropäer von den Inselbewohnern schwer verlangen. Ein Reisebuch über Frankreich, das Engländer gern kaufen, bevor sie sich in den Hochgeschwindigkeitszug Richtung Paris setzen, heißt: „A Year in the Merde“.

THOMAS HÜETLIN



WOLFGANG RADTKE / KNA

Papst Benedikt XVI., Gläubige (2006 in Altötting): *Die Deutschen sind Champions im Volkssport, das eigene Land schlechtzumachen*

tet, dass sie sich erschöpft hatte. Zuletzt öffnete sich der Raum für das Kino, mit guten oder peinlichen Hitler-Filmen. Und wenn selbst Günter Grass nichts mehr zu verbergen hat, ist die Arbeit getan.

Mit dem Mauerfall begann das Ende der Nachkriegszeit, nun endet dieses Ende. Was wird der nächste Abschnitt deutscher Geschichte bringen? Zurück zur Gegenwart, lautet das Leitmotiv.

Das heutige Deutschland ist weder vergangenheitsvergessen noch vergangenheitsbesessen. Es misstraut den Zukunftsutopien. Und die „typisch deutschen“ Zukunftssängste verfangen nicht mehr. In der Berliner Republik herrscht jene leicht aufgeregte Normalität, die zu einer vitalen Demokratie gehört. Nur Deutsche operieren noch mit dem Klischee von den hysterischen Deutschen. Sie seien „klimabesoffen“, schimpft „Die Welt“. In Wahrheit debattieren sie die Erderwärmung so nüchtern und so leidenschaftlich wie das übrige Europa. Benzinbesoffen bleiben dagegen die „Offroader“ von Mercedes-Benz, die in der Stadt gut 18 Liter pro 100 Kilometer schlucken und „sowohl auf dem Weg zur Vorstandssitzung als auch zum Lagerfeuer viel bieten“.

Im Übrigen ist übersteuerte Romantik „out“: Seit Jahren ist weder eine „deutsche Hysterie“ noch eine spezifisch deutsche „Epidemie der Angst“ auszumachen. Den Geist der Zeit prägt vielmehr jene neue deutsche Leichtigkeit, die dem Leser feinsinnige Romane wie Daniel Kehlmanns „Vermessung der Welt“ beschert und dem Hörer die ölige Selbstironie deutscher Rapper.

Das Fernsehvolk überdies schickte einen Berliner Swinger zum „Eurovision

Song Contest“, der das Maßhalten lobt. „Vollkomm’nes Glück hält ewig an / Nur wenn man drauf verzichten kann“, lehrt uns Roger Cicero: „Man muss halt nur zu leben wissen / Mit Kompromissen.“ Auf diese Weise halten Ehen und Große Koalitionen. Der milde Macho Cicero ruft Kanzlerin Angela und dem ganzen Merkel-Land freudig zu: „Frauen regier’n die Welt.“

Sie ist bieder, aber gelöst, diese lebenskluge Cicero-Merkel-Republik. Zu ihrer Lockerung mag beitragen, dass das Überfällige geschah und eine Frau regiert. Im Kabinett kämpft eine andere Frau gegen die halbe Christenwelt für die elementare Freiheit, Kinder und Karriere zu vereinbaren. Eine dritte Frau stürzt den bayerischen Monarchen. Eine vierte Frau leitet die Machtanstalt WDR. Und lauter Talk-Meisterinnen sitzen jenem Parlament

Der Preuße hat etwas „geschafft“, der Nazi etwas „durchgeführt“, der Neudeutsche holterdiepolter etwas „hinbekommen“.

vor, das zum „Bundes-Talk“ avancierte. Deutschland, eine Männersache, wird durchaus zu seinem Vorteil weiblicher.

Dabei ist es ein Glücksfall, dass die Kanzlerin bloß regiert, nicht „durchregiert“. Im Grunde ist ihre Große Koalition der vorweggenommene Verzicht auf große Würfe: auf die Schimäre einer deutschen „Kulturrevolution“, die Hans-Werner Sinn und unzählige Reformeiferer ersehnten. Politiker sollten „Stückwerk-Ingenieure“ bleiben, forderte einst Karl Popper, der Philosoph der offenen Gesellschaft; jeder Mächtige müsse sich „davor hüten, Reformen von solcher Komplexität zu unter-

nehmen, dass es ihm unmöglich wird zu wissen, was er eigentlich tut“. So gesehen war schon Hartz des Guten zu viel.

In den siebziger und achtziger Jahren der pazifistischen Aufwallung traf die junge deutsche Demokratie der Vorwurf der Unreife: Den Scharen von Friedensbewegten fehle der Sinn für Politik als Kunst des Möglichen. Doch heute geben nicht mehr die Weltverbesserer den Ton an, sondern die „Hinkekommer“. Aufschlussreich das ungelenke Zeitwort „hinbekommen“, das sich zu Gerhard Schröders Zeiten ins Vokabular schlich und den aktuellen Politikbegriff auf den Punkt bringt. Der Preuße hat etwas „geschafft“ und der Nazi etwas „durchgeführt“. Der Hanseat „erzielt“ etwas, der Schwabe „leistet“ etwas, während der Neudeutsche holterdiepolter was „hinbekommt“: Das verrät alle Verrenkungen und Basteleien, um in Zielnähe zu gelangen.

Postmoderne Hinbekommer sind das wohlthuende Gegenstück zur deutschen

Gründlichkeit. Gefälliger und geselliger wird die einst streberhafte Nation, die endlich davon lässt, Europas Musterschülerin zu sein. Wie angenehm, dass sich Deutsche nicht mehr ständig beweisen müssen.

Eine alte chinesische Weisheit, die Richard von Weizsäcker gern zitiert, gedeiht zur neuen deutschen Tugend: „Glücklich der Mensch, der in langweiligen Zeiten lebt.“ Lieblich wirkt das Grau der Großen Koalition, sie ist ein stilles Glück – nicht für die lauten Medien zwar, aber für die meisten Menschen.

Und an „die Menschen im Lande“ (statt an den Bürger) wendet sich der neudeut-

Nackt, grob, scharf

Wie Franzosen staunend auf das sich lustvoll wandelnde Deutschland sehen

 Es gibt in Frankreich Menschen, denen beim Plaudern mit Deutschen die Frage einfällt, ob es eigentlich deutschen Wein gäbe. Es gibt Franzosen, hinter dem Wald, in der tiefen Provinz des Landes, die meinen, Helmut Kohl sei noch Kanzler in Bonn. Es gibt Leute, die reden über die Welt, als wäre die Berliner Mauer nie gefallen, und dies alles sind keine Metaphern, sondern persönliche Erfahrungen aus jüngster Zeit.

Es gibt ein Frankreich, das beharrlich rein gar nichts von Deutschland weiß, noch wissen will, das sich mit Chipstüten vor den Fernseher setzt, um sich in Endlosschleife Filme darüber anzuschauen, wie schlau die Résistance und wie tumb die Nazis waren. Es gibt Franzosen, die mögen die Deutschen einfach nicht. Aber sie werden, in diesen Jahren, weniger und weniger.

Es ist dabei gut, dass es links des Rheins immer Deutsche gab, die so ganz anders waren als die gängigen Stereotypen. Man kann sagen, heute, dass so unterschiedliche Figuren wie Karl Lagerfeld, Daniel Cohn-Bendit oder Michael Ballack mehr und Wichtigeres für das Bild der Deutschen in Frankreich getan haben als 40 Jahre Staatsdiplomatie. Diese drei, Lagerfeld, Cohn-Bendit, Ballack, sind ungefähr die berühmtesten Deutschen hierzulande, sie haben Heidegger, Nietzsche, Hegel und auch Hitler abgelöst, es ist eine neue Zeit.

Als „Good Bye, Lenin!“ Furore machte und die Schlangen vor den Kinos immer länger wurden, staunten die Kritiker über die deutsche Lässigkeit, und einer schrieb das denkbar schönste Lob hin: Er habe sich ganz am Ende gefragt, ob dies wirklich ein Film aus Deutschland sein könne, so geistreich, so humorvoll, so selbstironisch.

Aber man schätzt nicht nur die Komödie. Millionen haben Bruno Ganz als Hitler und Ulrich Mühe als Stasi-Mann gesehen, die Berlinale ist ein fester Termin auch im Pariser Kulturkalender, es schwingt bei alledem eine Lust an der Exotik mit: Das „Ostige“, das „Trashige“ ist den Franzosen ein faszinierendes Rätsel.

Berlin ist die Hauptstadt dieses Wunderreichs, und sie ist in Zeiten von

Easy Jet und Co. plötzlich sehr viel näher gerückt. Am Flughafen von Orly kann man vor den Wochenenden kulturbeflissene Damen, schicke Kleinfamilien und amüsierwillige schwule Pärchen an den Gates warten sehen, hinter denen die Maschinen nach Berlin starten.

In Berlin lernen die Franzosen, dass eine Metropole nicht unbedingt wie eine Pralinschachtel aussehen muss. In Berlin, und zumal im Osten der Stadt, bekommen sie ein Gefühl für historische Brüche, für realen Sozialismus, und sie stehen klein am riesengroßen Alexanderplatz oder auf der



Politiker Merkel, Chirac: Eurasische Steppe

einstigen Stinallee und schauen hinein in die eurasische Steppe.

Dass die Deutschen sich seltsam lustvoll verwandeln, weiß man nicht erst seit dem schwarz-rot-goldenen Rausch der Fußball-WM. Schon lange zuvor flimmerten die Bilder der „Love Parade“ auch in die französischen Wohnzimmer wie eine Postkarte aus einem verblüffend aufregenden, unerhört sexualisierten Land.

Von Frankreich aus, wo doch immer die flüsternde Erotik regiert, sieht das Berliner, das Hamburger, das Kölner Nachtleben aus wie ein Porno. Nackt, grob, scharf, solche Sachen verstören Franzosen; ihre Faszination verhehlen können sie nicht.

Kein Wunder, dass die Pariser Kunstskandale von Deutschen angezettelt werden, und neuerdings gleich reihenweise. Das Regietheater deutscher Machart durfte hier Mozart-Opern zersägen und in Shakespeare-Aufführungen eimerweise Blut fließen lassen. Das bürgerliche Frankreich empörte sich, aber das intellektuelle frohlockte. Und neuerdings gilt sogar die Berliner Politik als Modell.

Dass die Deutschen eine Frau zur Kanzlerin wählten, wurde mit verwunderter Bewunderung zur Kenntnis genommen. Dass sie nun in der Lage sind, zumindest auf Zeit den Graben zwischen links und rechts zuzuschütten, wurde im Wahlkampf als vorbildlich hingestellt, zu schweigen vom neuen Wirtschaftswunder, auf das Frankreich so sehnsüchtig wartet.

Ja, die Franzosen schauen anders herüber zu uns. Aber vor allem sind sie im tiefsten Innern beruhigt. Als die Mauer fiel, ging die Angst um, das vereinigte Deutschland könnte als neuer 1000-Pfund-Gorilla wieder zur Gefahr für den Weltfrieden werden.

Dass die Deutschen nun nicht mit Säbeln, sondern mit Intimschmuck rasseln, dass sie sich als anständige Europäer und entspannte Demokraten entpuppen, lässt Frankreich gelassen bis indifferent neben den Deutschen herleben.

Seltsame Leute bleiben sie ganz am Ende doch, und eine Liebe wird nicht daraus. Wer sich fragt, warum, findet Antworten beispielsweise während der Feierlichkeiten zu 40 Jahren deutsch-französischer Freundschaft. Damals, vor vier Jahren, wollten die Franzosen ihren Freunden ein großes Fest bereiten, im Schloss von Versailles, wie es sich gehört.

Der ganze Bundestag war eingeladen, mit den französischen Kollegen zu tafeln, aber aus Deutschland kam vorab die Bitte, beim Galamenu auf allzu teure Zutaten, auf Austern, Trüffeln und Champagner zu verzichten. In solchen Momenten fragen sich die Franzosen, ernsthaft, wie der Krieg mit Deutschland je enden konnte. ULLRICH FICHTNER

sche Politiker in den Sonntags-Talks. Je älter eine Demokratie, desto stärker menschelt sie. Die Hauptstadt bringt sogar einen Regierenden Partymeister hervor: Wem Klaus Wowereit als Aspirin gegen das Virus der Langeweile reicht, kann wahrlich nicht „Europas kranker Mann“ sein.

Vom Jahrhundert der Katastrophen bleibt das Vokabular der Überspannung. Mancher Deutsche kommt davon nicht los, als sei es ihm zur zweiten Natur geworden, am Abgrund zu stehen. Dem gestrigen Alarmismus frönen ausgerechnet die Modernisten, die Deutschland einen Ruck verpassen möchten. Das deutsche Haus sei „in seinen Grundfesten verrotten und bald nicht mehr lebenswert“, schreibt ein angesehenes Wirtschaftsjournalist. „Entweder die Wende – oder Deutschland ist am Ende“, donnerte ein Wahlkämpfer. Alarmzentrale bleibt die „Bild“-Zeitung: Täglich befällt sie „dieses Gefühl, im Land Kafka aufzuwachen, in dem es nicht mehr stimmt“.

Unstimmig ist vor allem der überkommene Politik-, Wirtschafts- und Kulturpessimismus. Die Deutschen sind Papst und Exportweltmeister, aber auch Champions im Volkssport, das eigene Land schlechtzumachen. Der deutsche Michel als Miesepeter: Er sieht schwarz für die Zukunft und rot bei jedem Missstand, auch wenn's der vereinten Nation gold geht. Ein Land stemmt die Riesenlast der deutschen Einheit und beklagt seine Kraftlosigkeit. Ein Gewinner der Globalisierung stempelt sich zum Verlierer. Eine der besten Demokratien in Europa tut, als sei sie verkommen.

Wie eh und je rotieren die Maschinen der Selbsthassindustrie. Doch der Katastrophismus, den die Geschichte nährte, geht mittlerweile an der Wirklichkeit wie an der Mehrzahl der Bürger vorbei. Das einst verhasste, später ungeliebte Volk wirkt heute gelöst, weil es gemocht wird.

Als die deutsche Elf 1954 die Fußballweltmeisterschaft gewann, war das „Wunder von Bern“ Sinnbild der Rückkehr in die Weltgemeinde, die Respekt zollte. An der WM 2006 erwies sich jedoch, dass längst auch Zuneigung im Spiel ist. Gäste aus aller Welt freuten sich am lockeren Gastgeber. Das Wunder von Berlin: Wer geschätzt wird, entspannt sich.

Ist es ein Kompliment zu sagen, dass Deutschland davon profitiert, weniger deutsch zu sein? Der sprachkundige, mobile Teil des Nachwuchses studiert gern im Ausland und erschließt mit Rucksack oder Businessstrolch fremde Welten. In Musik, Literatur und Film vermengt sich Hiesiges und Fremdes. Die hybride Kultur zählt zu den saftigen Früchten der Globalisierung, sie hat den Schwung des Regisseurs Fatih Akin („Gegen die Wand“) oder des Autoren Feridun Zaimoglu („Zwölf Gramm Glück“). Parallelgesellschaft hin, Rütli-Schule her – die Zuwanderer haben ihre Wahlheimat mehr entkrampft als ver-



Filmszene aus einer Nazi-Komödie*: Eine widerliche Marginalie, mehr nicht

krampft. Befreiend ist das neue Verständnis von Staatsbürgerschaft, der überfällige Abschied vom germanischen Blutrecht der Abstammung: eine stille Revolution an der Jahrtausendwende. Überall wirkt ein zwangloser Patriotismus, der allzu Deutsches entdeutscht.

Aus der europaweit grassierenden Fremdenfeindlichkeit erwächst in der Bundesrepublik – anders als in meiner Schweizer Heimat – keine Volkspartei mit einem Wähleranteil von 27 Prozent. In sieben von neun Nachbarstaaten Deutschlands haben

Lieulich wirkt das Grau der Großen Koalition, sie ist ein stilles Glück – nicht für die Medien, aber für die meisten Menschen.

Rechtspopulisten die Politik verrohen lassen. Glücklich das Land, dem es erspart bleibt, in jahrelanger Mühe Jean-Marie Le Pen und Jörg Haider abzuhalten, Christoph Blocher und Pia Kjærsgaard im Zaum zu halten. Und was in Deutschland die Neonazis treiben, ist eine widerliche Marginalie, mehr nicht.

In seiner „Geschichte eines Deutschen“ schrieb Sebastian Haffner 1939, seine Landsleute seien „in gesundem Zustand

zweifellos ein feines, empfindungsfähiges und sehr menschliches Volk“. Nirgends habe die nationalistische Krankheit „einen so böartigen und zerstörerischen Charakter wie gerade in Deutschland, und zwar, weil gerade ‚Deutschlands‘ innerstes Wesen Weite, Offenheit, Allseitigkeit“ sei: Deutscher Nationalismus vernichte die Grundwerte der Nation.

Im Jahr 2007 ist nun aber der Umkehrschluss zulässig, dass die Rückkehr zu einem „gesunden“ Nationalbewusstsein den von Haffner geschätzten deutschen

Tugenden neues Relief verleiht.

Gerade das Aufarbeiten der Stasi-Vergangenheit hat zum Differenzieren eingeladen.

Die Spurensuche in Archiven veranschaulicht zur Genüge die Schwierigkeit eines fairen Urteils über „Das Leben der Anderen“: Der Oscar-gekürzte Spielfilm verkörpert das Wissen um die Ambivalenz, den Willen zum Hinschauen. Aus solchem Feingefühl spricht Souveränität und eine unaufdringliche Moral.

Allerdings wäre ein moralinfreies Deutschland wie alkoholfreies Bier: vernünftiger vielleicht, aber unecht. Verwegen die Hoffnung, im öffentlichen Diskurs käme erst das Denken, dann die Moral, wogegen Bertolt Brecht nichts einzuwenden hätte. So gehört es zum guten Ton,

* Helge Schneider als Adolf Hitler in Dani Levys Film „Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“.

Frings, Lidl, Pontifex

Warum Italien voller Neid in Richtung Deutschland blickt

 Torsten Frings und die Fünfprozentklausel. Das hohe Rentenalter und die niedrigen Abgeordnetendiäten. Lidl-Märkte und die 3er BMW. Windkraft-räder, die Hauptstadtmieten, das öffentlich-rechtliche Fernsehprogramm, die „Agenda 2010“ und das Schalke-Stadion und die SPD und Angela Merkel – sofern sie sich nicht gerade von Paparazzi im Badeanzug erwischen lässt.

Um all das beneidet Italien zurzeit die Deutschen. Unglaublich, aber wahr. Das Gemeinsame aller Punkte auf dieser Liste: Sie werden als Hinweise verstanden, dass es auf Erden vernünftig zugehen kann. Jedenfalls beim Nachbarn.

„In Italien fehlt es an einer Signora Merkel. Leider“, erklärte Außenminister Massimo D'Alema gerade erst wieder.

Die Kanzlerin erscheint den Italienern als Fleischwerdung des Kantschen Traums einer rationalen Regierung. Unter ihrer Führung, so glauben sie, setzten sich die Lager zusammen, redeten sachlich, wägen Für und Wider ab, und heraus kommt die reine Vernunft.

Dass zivilisatorische Er-rungenschaften wie Rauch-erwerb, Bierdeckel-Steuer-erklärung, Tempolimit in Italien eingeführt wurden, wird nicht zur Kenntnis genommen. Höflich geschwiegen wird auch über die Mühen der deutschen Tief-ebenen, die Grotesken bei Gesundheits-reform, Dosenpfand und Mautgebühr.

Es ist, als habe Utopia eine Post-adresse, seit in Berlin „La Grande Coa-lizione“ gemacht wird. Vor den Kame-ras mag die Kanzlerin „bruttissima figura“ machen – aber genau das imponiert im Land der Gelifteten, der Großschwätzer und Mediokraten. Die Merkel ist offensichtlich anders.

Wie selbstverständlich wird in Ge-sprächen angenommen, dass nun alles zum Besten bestellt sei. „Hier in Rom gibt es keine Krippenplätze, bei euch dagegen bekommt ja jedes Kind einen ...“ – „Eure Politiker setzen sich an einen Tisch und finden eine Lösung,

bei uns würden sie eher den Staat zu-grunde gehen lassen, als dem anderen recht zu geben.“ Das sagt Giancarlo Cignozzi, Rechtsanwalt, toskanischer Winzer und Freund von Otto Schily.

Vielleicht steckt dahinter der alte Pinocchio-Komplex der Italiener – die Überzeugung, bei aller Anstrengung letztlich doch nur ein hölzernes Kerl-chen zu sein, lustig, liebenswert, aber nie ganz ernst genommen.

Immer wenn es um das Übergewicht des Leviathans geht, den ungeheuren Appetit des Staatsapparats, wird neidisch über die Alpen geschaut. In Rom verdient ein Parlamentarier knapp das

Benedikt XVI. wird bestaunt, weil er so klar denken kann und praktisch kei-ne Fehler macht. Geliebt wird er nicht. In der Wahrnehmung der Italiener ist der Papst die Große Koalition auf dem Stuhl Petri. Eine Messlatte, sehr präzise und sehr fern.

Es ist ein gegenseitiges Beäugen, bei dem Bewunderung schnell in Spott um-schlägt, wie immer, wenn etwas uner-reichbar ist.

Natürlich liegt an den Kiosken im-mer noch der Comic „Sturmtruppen“ aus, harmlos doofe Schwejkiaden aus der Welt der deutschen Schützen-gräben, in deren Sprechblasen es von „Ach!“ und „Achtung!“ wimmelt. Die „Sturmtruppen“ waren bis in die Neunziger durchaus po-pulär, wohl als Trostbüch-lein mit der Botschaft: Auch transalpine Disziplin führt nur ins Chaos.

„Ich spüre in Wirtschaft und Politik durchgängig einen an Bewunderung grenzenden Respekt davor, dass wir die Strukturpro-bleme nicht nur benannt, sondern auch Reformen aufgelegt haben – dazu noch mit Erfolg“, sagt Michael Gerdts, seit drei Jahren Botschafter in Rom. Es sei schon manchmal irritierend, mit welcher

Verve italienische Politiker darauf drängten, dass Deutschland Führung übernehmen sollte. „Wir sind eine Art Referenzmarke in vielen Bereichen – angefangen von den eigenen Reform-absichten bis zur Ankurbelung des Wirtschaftswachstums“, sagt Gerdts. Deswegen seien auch Siege gegen Deutschland beim Fußball so wichtig: „Das hat eine regulative Kraft.“

Als während der WM eine Online-Satire dem Italiener an sich eine zwi-schen Mamma und Gattin pendelnde „parasitäre Existenzform“ bescheinigte, war das Land deshalb aufrichtig ge-kränkt. Und prompt fiel mancher Kom-mentator wieder zurück in den „Sturm-truppen“-Slang.

Zum Glück fürs beiderseitige Ver-hältnis wurde Frings gesperrt und Ita-lien Weltmeister. ALEXANDER SMOLTZYK



BMW-Präsentation in Mailand: Utopia Berlin

Doppelte seines Berliner Kollegen. Der bundesrepublikanische Staat dagegen erscheint von Italien aus gesehen so schlank und geschmeidig wie ein Model bei den Armani-Frühjahrsdefilees.

Seit Monaten wird in Rom etwa über ein neues Wahlrecht disputiert. Wie gern würden Romano Prodi und Silvio Berlusconi eine Fünfprozentklausel einführen, um all jene Ein-Mann-Parteien loszuwerden, die jede politische Debatte in Pfründen-Management verwandeln. Es geht nicht. Schon allein deshalb, weil man zur Reform die Stim-men der Kleinen brauchte.

Mit der Fünfprozentklausel ist es wie mit den Deutschen im Allgemeinen und wie mit dem Papst im Besonderen. Man bewundert sie und lobt sie – umso mehr, als man weiß, dass die Welt für Prinzipien viel zu kompliziert ist.



ARNOLD WIEGMANN / REUTERS

Deutsche Fußballfans während der WM 2006: Wer geschätzt wird, entspannt sich

die Linkspartei.PDS zu verketzern – obwohl sie die deutsche Politik ungemein entschärft. Ohne die PDS als solides Auffangbecken für Verlierer der Vereinigung und der Reformen hätten fremdenfeindliche Rechtsextremisten viel mehr Zulauf. Die missliebige Partei, die aus der DDR hervorging, ist ein Glücksfall für die deutsche Demokratie: ein Faktor der Stabilität.

Die PDS mag ihre integrative und mäßige Rolle sogar zu gut erfüllen, denn Deutschlands zentrale Frage – der seit 1989 verpfuschte Aufbau Ost – bleibt seit einem Jahrzehnt ein Nebenthema der Politik. Wird die Republik nonchalant, oder ist sie im Gegenteil so weise, mit einem unmöglichen Problem zu leben, statt es zu lösen?

Helmut Kohl hat das Aussitzen vorgebracht, und seine gleichmütigen Landsleute sind realpolitischer, als sie vorgeben. Sie ziehen in den ruhigeren Norden von Afghanistan, weil das unumgänglich und eventuell nützlich ist, meiden aber den zum Scheitern verurteilten Feldzug in den Irak. Die Kanzlerin hofiert den unvermeidlichen George W. Bush und paktiert mit dem Gas- und Erdöllieferanten Wladimir Putin – ein Doppelspiel, das weder die Briten noch die Franzosen beherrschen. Und das Land, das sich als edler Vorreiter im Umweltschutz sieht, lehnt ein Tempolimit auf Autobahnen ab, denn „das Klima wird dann eben bei 130 versaut“: Der Spott des Umweltministers Sigmar Gabriel verrät, wie Deutschland seinen Opportunismus auskostet. Moralisten werden darin Heuchelei sehen, Psychologen aber fröhliche Selbstdistanz, bislang keine deutsche Eigenschaft. Kann es sein, dass sich die Deutschen des 21. Jahrhunderts weniger ernst nehmen?

Das Lob der Deutschen verbindet sich mit der Hoffnung, dass es sie noch eine Weile gibt. Frankreich zählt 63 Millionen und Deutschland 82 Millionen Einwohner. Doch vergangenes Jahr kamen in Deutschland bloß 670 000 Babys auf die Welt, in Frankreich 830 000. Solange der Staat zu wenige Infrastrukturen bereitstellt, um berufstätige Mütter zu entlasten, versagt er ihnen viele Kinder. Und Kinderhaben ist

UMFRAGE: WIRTSCHAFTLICHE LAGE

„Wird sich die allgemeine wirtschaftliche Lage in Deutschland in diesem Jahr eher verbessern oder verschlechtern?“



„Glauben Sie, dass sich Ihre persönliche wirtschaftliche Lage in diesem Jahr eher verbessern oder verschlechtern wird?“



Lebensfreude – die Freude, Leben weiterzugeben. Eine zeitgemäße Familienpolitik, wie sie heftig debattiert wird, wäre der nächste Schritt auf dem langen deutschen Weg zum Optimismus.

Jetzt schon ist Deutschland so ausgeglichen, dass sich seinen Nachbarn und Partnern keine deutsche Frage mehr stellt. Die deutsche Wiedervereinigung war Voraussetzung und Verbote der europäischen Wiedervereinigung. Beide haben sowohl die Bundesrepublik als auch den Kontinent entspannt. Anders herum: Ein gleichgewichtiges Deutschland wird nur in einem Europa des Ausgleichs und Augenmaßes gedeihen. Und in der Tat: Angela Merkels Europapolitik deutet auf ihren Sinn für Balance. Deshalb ist die Kanzlerin

zurzeit die zweitstärkste Führungsfigur der EU nach dem einflussreichen Luxemburger Jean-Claude Juncker.

Trotzdem – es bleibt das Bewusstsein der Unwägbarkeit deutscher Geschichte. Wer hätte im „Deutschen Herbst“ vor 30 Jahren gedacht, die Bundesrepublik des Jahres 2007 würde im Lot sein und im Banne von Knut stehen? Und wer ahnt, wie die Deutschen des Jahres 2037 sein werden?

Die Franzosen bleiben sich allzu treu, ihre Revolutionen bringen mehr Abwechslung als Veränderung. Das unerschütterliche Großbritannien hat sich schon immer modernisiert, indem es fast alles beim Alten beließ. Und Deutschland? Es ist berechenbarer geworden. Und behält etwas Unbestimmtes. Das schafft Spannung: die besondere deutsche Spannung. Heute ist sie sehr zu genießen. ◆